

Der Sonntagsgast.

Beilage zur „Bloomfield Germania“.

Die Kinder.

Eine Artstiftungsgeschichte von Karl Vogel-
fang.

Sie ging noch in die Töchterchule, als der Hans sie anzuschwärmen begann. Eine richtige, harmlose und vergnügte Kinderfreundschaft war es zuerst; sie lachten, sie ulkten, sie rauchten sich wohl auch mal in den benachbarten Gärten herum, daß die schwarzen Bandtschleifen in Lisbeths hellen Zöpfen mehr als einmal verloren gingen und die sparsame Mutter oft feufzend den Kopf über die Wildheit der großen, unvernünftigen Kinder schüttelte.

Lisbeth illustrierte den Freund aus der Nachbarschaft in ihrem Tagebuch mit „Etel“ und „Freddy“, und Hans, der sich nie über seine Gefühle klar wurde, machte Spottgedichte auf die blonde Spieltameradin, die er ihr heimlich in die Schultasche schmuggelte, und die dann jedesmal mit der genügigen Schärfe beantwortet wurden.

An Lisbeths Einsegnungstage war es das erste Mal, daß Hans nicht spottete. Noch vor der Kirche sah er sie in dem ungewohnt langen, schwarzen Kleid im Garten und griff ganz erschrocken in den ersten, besten, knospenden Fliederbaum, weil er seltsamerweise einen Halt vor den frommen Mädchenaugen brauchte.

Sie pflichtete verlegen an ihrem Weißhemd, wollte lachen und wurde dann dunkelrot.

„... Quatsch... red' doch was, Hans“, sagte sie endlich hilflos.

„Was denn?“ fragte er, ebenso rot wie sie.

Sie aber schüttelte den Kopf, lief von ihm fort und direkt in das Haus zurück. Auf der Treppe blieb sie stehen, schaute ein bißchen und wuschte dann ganz schnell die feinsten Kräne fort, die mitten auf den schlichten Einsegnungssträußen gefallen waren.

„Quatsch“, wiederholte sie noch einmal flüsternd und erschauernd.

Er aber stand noch auf derselben Stelle im Frühlingsgärtlein und starrte die dumme, alte Türe an, hinter der das Mädel verschwand und. Und eine Wohnung von etwas wunder-voll Schönen und Erstrebenswertern kam in sein junges, wildes Leben.

Wenige Monate später mußten alle beide, was das war. Denn seine Spottgedichte hörten auf, und über alles, unerschlehbare Tagebuch wurde durch ein neues ersetzt, das ein Patentbesitzschloß besaß.

Lisbeths Mutter aber, die verwitt-wete Kanzleiratın Berger, stand eines Tages ganz aufgeregt vor dem kleinen Gartengang, hinter dem sie Hans auf den väterlichen Beeten pflanzen und jäten sah, und nahm sich den jungen Menschen, der mittlerweile sein Abitur gemacht hatte und in ein Bankgeschäft eingetreten war, so ge-hörig vor, daß er ganz klein und zerknirschert alles versprach, was die resolute Dame haben wollte.

Wierzeln volle Tage hielt er sein Wort und kümmerte sich nicht mehr um Lisbeth. Am fünfzehnten aber wurde aus dem kurzen Gruß auf der Straße schon wieder ein fester Händedruck, ein lüchendes Winken beider Augenpaare, und nun begann die Heimlichkeit, die süß-selige, fördernde Heimlichkeit für junge Liebe.

Draußen über den Wiesen begann der Grunewald. Wer den hatte, brachte ja gar keinen Garten mit verstedten Lauben und dicken Flieder-büschen. Und der Grunewald ist so ein treuer, verschwiegener Geselle und ein so aufmerksamer Wirt für seine Gäste.

Hans und Lisbeth verlobten sich bei ihm, ohne Vater und Mutter zu fragen. Als die es schließlich doch merkten, wie es um die dummen, seh-nenden Kinder stand, gab es große Familienberatungen und Vernunft-reben, die aber doch schließlich mit richtig gedruckten Anzeigen und einer würdigen Verlobungsfeier endeten.

„Die Kinder“, sagte jeder lächelnd und topfschüttelnd, wenn er diese Anzei-ge las. „Wann kann denn so ein junger Mensch mal ans Heiraten den-ken?“

Die Kinder dachten auch noch gar nicht ans Heiraten. Sie waren glücklich, daß sie nun offiziell zusam-mengehörten. Lisbeth lernte in einer Berliner Haushaltungsschule Kochen, Schneiden und Weihnähen, und Hans hatte in seinem Bankgeschäft tüchtig zu tun, um vorwärts zu kom-men.

Wütlich allein aber war das Brautpaar höchst selten, ihre Mutter, sein Vater, die beiden jüngeren Ge-schwister auf beiden Seiten, immer fanden sich genug, die das junge Paar als „Anstandsbaubau“ mit ih-rem Gegenwart bedekten.

Hans empfand es zuerst, dieses gräßliche Wortspiel.

„Weißt du, Schatz, wenn wir mal heiraten, dann ziehen wir in den ent-legensten Vorort, den es von unserem hier gibt“, begann er dann zu schwär-men, „so weit wie möglich von dem ganzen Familienklimbim fort... was?“

„Au ja... das wäre wie ein Mär-chen, wir zwei allein in solchem frem-den, grünen Winkel, wo uns keiner mehr was zu sagen hat“, meinte sie lindlich. Und sie malten sich diese ungewohnte Selbständigkeit weiter aus, von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr, und ihre Sehnsucht nach diesem Ziel wuchs und wuchs, ohne daß sie der Mutter was von ihren Plänen verriet.

Als der junge Bräutigam die zweite Gehaltszulage bekommen hatte, wurde nach fünfjähriger Verlobungszeit der Hochzeitstag festgesetzt.

Das erste war, daß Frau Kanzlei-rat Berger auf die Wohnungssuche für „die Kinder“ ging. Sie sah es für selbstverständlich an, daß sie ganz in der Nähe bleiben, und regte sich daher sehr auf, als Hans eines Tages sehr harmlos und natürlich da-von sprach, leider nicht in dem schö-nen Westen von Berlin wohnen zu können, weil seine neue Bankfiliale, in die er eingestellt würde, im hohen Norden lag. Er würde darum auch einen dort in der Richtung legenden Vorort bewohnen müssen, und er hätte an Pantow gedacht, wohin er sehr bequeme Verbindung mit der Elektrischen hätte, und wo die Woh-nungen auch viel billiger wären, als hier im Westen.

Es gab zwar einen allgemeinen Protest von allen Familiengliedern, an dem sich nur Lisbeth nicht betei-ligte. Sie nahm nur einmal leise der Mutter Hand, die durchaus nichts von einem so weiten Auseinander-wohnen wissen wollte, und sagte leise: „Wird das aber jedesmal ein Fest, wenn ihr dann zu Besuch kommt, Muttern?“

Da gab die Frau Kanzleirat nach und fuhr selber mit den Kindern nach diesem „schrecklichen Pantow“, wie sie feufzend betonte, um ein pa-fendes Heim ausfindig zu machen.

Es war bald gefunden, lag sehr idyllisch und nett an einem kleinen Wäldchen, und Hans und Lisbeth magten sich vor Glück über die Er-füllung ihrer kühnsten Wünsche kaum noch recht in die Augen zu sehen und überboten sich an Liebe und Zärtlich-keit gegen die Mutter, daß es eine Freude war.

Aber die Mutter war nicht froh. Nun war sie schon das dritte Mal lange Strecke von Zehlendorf nach Pantow gefahren, um den Kindern das Heim selber einzurichten, und är-gerte sich jedesmal von neuem, daß diese Fahrt so weit und umständlich war. Ihre ganzen Pläne waren zu Wasser geworden mit diesem schred-lichen Pantow. Nun konnte sie ihr junges, unerfahrenes Kind nicht alle Tage sehen, konnte nicht raten und nicht helfen, so oft Lisbeth etwas nicht verstand und wußte... wer weiß, wie das Kind da fertig werden würde!... Das ging doch gar nicht!

Am Abend desselben Tages — ge-tade war die Schneiderin gekommen, um Lisbeth das Brautkleid anzupro-bieren — Lehrte die Frau Kanzleirat so ganz und gar verklärt vor Freude aus Pantow zurück, daß sie der Toch-ter, ungeachtet der neuen Seide, die sie da um den jungen Körper hauch-te, noch in Hut und Mantel um den Hals fiel.

„Jetzt hab' ich's, wie uns allen ge-hoffen ist“, lachte sie atemlos vom ras-chen Gehen, „wir ziehen auch nach Pantow. Ich habe da eine Wohn-ung ganz in der Nähe von deiner gesehen... Kind... das ist ganz was für uns! Ein Zimmer weniger wie hier, das geht ja sehr gut, wenn du nicht mehr dabei bist, und alles moderner und bequemer, dabei um die Hälfte billiger als der alte Kas-ten hier. Die Wohnung ist ja ge-funden für den Preis, ich mache mor-gen Kontrakt... das steht fest!“

Lisbeth stand zwischen Schneiderin und Mutter und lächelte sich gar nicht. Auch die weiße, glänzende Hochzeits-seide sah sie plötzlich nicht mehr.

„Ja... aber... du hast noch Kontrakt hier... du kannst doch nicht zwei Wohnungen bewo-nen“, sammelte sie endlich fassungs-los.

Die alte Dame schüttelte lachend den Kopf.

„Nein, das ist es ja eben, Lisbeth-chen, das weißt du ja noch gar nicht! Tante Klara habe ich heute getroffen auf der Bahn, die hat noch immer nichts gefunden zum ersten Oktober. Und die würde... unsere Wohn-ung hier nehmen, du weißt ja, ich wegen des Gartens, der dazu gehört, für die Kinder! Ich das nicht ein Glück, ich hab' das nicht eine herrliche

Zbee? Denk mal, Kind, nun können wir uns sehen, wann wir wollen, die Jungen holen ein für dich, ich koche öfter mal was für dich mit, was Extras, du bangst dich nie, Mutter ist immer da, wenn du sie brauchst... was... was sagst du?“

„N... nichts“, flüsterte Lisbeth, indem sie den Blutstropfen mit den Lippen fortzog, den an ihrem Finger eine Stednadel aus dem halbfertigen Kleide herausnahm.

„Da können sich aber Fräulein Lis-beth freuen“, sagte die Schneiderin, indem sie den Rock geschickt drapier-te. „Was man da in solchem jungen Hausdach spart, wenn Mutter mal mitlocht und immer noch mitlocht!“

„Ja“, sagte die junge Braut me-chanisch, und sie verfuhr, der ganz und gar verklärten Mutter zugulde-heln. Und doch war alles Sturm und Abwehr in ihr, ob das nun Sünde war oder nicht. Nicht end-lich allein sein da draußen mit Hans, nicht auskosten dürfen, diese süße, neue Selbständigkeit in junger Ehe... Die ganzen märchenhaft schönen Winter langer, sehnlichstoller Jahre zerronnen da in ein Nichts.

Sich dagegen aufzuheben, wäre Unbankbarkeit gegen die Güte und Liebe der Mutter. Ja, man war doch auch von ihr abhängig, sie tat noch, soviel in ihrer Kraft stand, da-mit ihre Kinder sich endlich kriegten — nein, wenn Mutter so energisch und selbständig ein Plan gefaßt, dann war nichts dagegen zu machen.

„So, hier kommen nun überall noch kleine Myrtensträußen hinein“, sagte die Schneiderin, indem sie den Spigenolant über die Seide legte. „Sicht es nicht großartig, Frau Kan-zleirat?“

„Großartig“, lobte die alte Dame begeistert, indem ihre Gedanken schon wieder den Weg nach Pantow wan-dereten.

Am nächsten Tage sollte der Kon-trakt fertig ausgefüllt sein.

Und richtig, zur Unterschrift bereit lag er auf dem Tisch der Verwal-terin, als die Frau Kanzleirat Berger zur festgesetzten Zeit wieder-kam.

Nach einmal durchwanderte sie be-friedigt die hübsche, freundliche Woh-nung, in der noch einige Möbel stan-den, obwohl sie nicht mehr bewohnt war.

„Wem gehören denn die?“ fragte sie. „Das ist wohl so eine Art Mö-belgeschäft hier? Alles neue Sachen.“

Die Gefragte machte ein sehr ge-heimisvolles Gesicht und rollte die Rückenstühle, die sie trug, auf und nieder.

„Ach Jott, unseinerer spricht da ja sonst nie dich drüber, inäbige Frau, aber wie des nun mal manchmal so kommt in junge Ehe, ja, des war'n Roman hier in die Wohnung! Nach sechs Monate schon wieder ausenan-der, un so'ne nette junge Frau, wirk-lich, doch der Mann, aber na, es kommt da manchmal so was mang, man weiß nicht wie, und dann ist's alle mit die Liebe!“

„Aber warum stehen denn die Mö-bel dann noch hier?“ fragte die Frau Kanzleirat unangenehm berührt.

Die andere forschte vorsichtig nach der Pluritur, hin und suchte mit den Schultern.

„Da, da drüben wohnt nämlich noch die Olle, was seine Mutter ist, un die hat woll die Einrichtung je-geben, ich weiß nicht so genau. Und nu sollte des Zeug hier, was der Sohn nicht braucht, verkauft werden; manches ist ja, des keine Schönsam-mer war gleich für'n Butterbrod weg! Aber der Salon und die paar Klei-nodsachen, da wollte keiner ran, da woll die Olle zuviel haben. Na, ich woll ja nicht nehmen, nee, so was kommt nich als Verwaltersfrau ja nicht zu, aber wenn die Olle hier nicht so dicke bei Jehovah hätte und in alles immer die Nase gestekt hätte, denn wär's ja nicht erst so weit jetom-men mit die jungen Leute. So gleich nach de Hochzeit jehört kein Dritter mang, is so'ne alte Festschichte. Daß da die Leute nie klug werden! Un wenn die Liebe noch so froh is zu die Kinder, so ich, lah se alleine fertig werden, red' nich rein; Wir Alten sehn das alles doch nicht mehr mit so'ne Augen an, wie vor manzlg Jahre, wat, inäbige Frau? Un mo-chen dich Klumpfuß mit unfer Wes-serwissemollen! Is noch teen Wei-ber von'n Himmel jehollen, und bei's Heiraten muß man de Kinder hüßlich sich allein überlassen, sag id. Lieb euch und laut euch, wann'r wollt, wenn ihr trenen andern habt als euch selber, wir'd's woll mehr zum Lieben wie zum Dauen kommen... Aber die Olle hier drüben sah das so nie ein; sah wagen des Gartens, der dazu gehört, für die Kinder! Is das nicht ein Glück, un is das nicht eine herrliche

denn der große Kraach da war. 's is en Zimmer un so'n Understand!“

Die Verwaltersfrau wuschte mit ihrer verknautschten Schürze den Staub von einem der Möbelstücke.

„Balleichte können die inäbige Frau gleich was von die Sachen brauchen, teuer sind se sich, nee, und alles echt Eiche, guden Sie mal!“

Aber die Frau Kanzleirat guckte nicht. Stare geradeaus durch das Fenster sah sie, wo ein paar Bäume von dem Wäldchen, das dicht an Lis-beths jungem Heim lag, im roten Herbstschmuck standen.

„Und'n jungen Tag Sonne haben die Stuben. So'ne gesunde Lage is det hier“, lobte die Verwaltersfrau, als sie die sinnenden Augen vor sich sah. „Der Wirt hat wirklich nen ankündigen Kontrakt jemaht, den können inäbige Frau ganz ruhig un-terzeichnen, da jib't keine Kupone-rei nich, wie bei viele hier in Pan-tow.“

„Na“, sagte die alte Dame merk-würdig leise, „aber... ich habe mir die Sache doch überlegt, b... die Verbindung mit Berlin, b... die lange Fahrt in der 3... zügigen Elektrischen, un zwei meiner Kinder müssen umgeschult werden, ich habe ihnen nun schon so viel Mühe ge-macht, liebe Frau, aber, hier, kaufen Sie sich eine neue Schürze dafür, ich möchte doch lieber nicht meilen.“

Sie drückte beinahe verlegen der Alten einen Laler in die Hand und lief nach der Tür.

Dann räumte und kramte und schmierte sie noch ein paar Stunden in dem jungen Heim der Tochter und fuhr dann gegen Abend nach Zehlendorf zurück, als sei ihr heute ein noch viel schwererer Stein vom Herzen ge-fallen, wie gestern.

Wohin sie das Brautpaar im Wohnzimmer über dem Stof Hoch-zeitseinladungen, und bildte sich merkwürdig schon gegenseitig die Augen.

„Na, Mutter, hast du gemietet?“ fragte Hans, indem er höflich wie immer aufsprang, um der alten Da-me aus dem Mantel zu helfen.

„Nein, meine Kinder — ich — mir fällt das doch schwer, hier raus zu müssen, ja — ihr — ihr müßt nun schon sehen, wie ihr in eurem hohen Norden allein und ohne Mut-tern fertig werdet.“

Was das nicht beinahe ein regel-rechtes Jauchzen gewesen?

Ganz erschrocken und schuldbeuht-sentten sich zwei junge Köpfe, dräng-ten schließlich vor dem der alten Dame zueinander, und es gab plöb-lich eine allgemeine Klüfferei.

„Aber so laßt doch, ihr reißt mich ja laput“, wehrte sich die Frau Kan-zleirat, „ich glaube es ja auch schon so, daß... daß ihr mich lieb habt.“ Beinahe hätte sie „daß ihr mich los-sein wollt“ gesagt.

Aber Hans und Lisbeth merkten das gar nicht, denn sie küßten sich selber so heftig weiter, als wären sie schon drei Wochen später...

Die Vase.

Von F. Kaltenhauser.

Mini sah im Großvaterstuhl und nähte an Puppenkleidchen. Ein ro-tes Hauskleidchen war schon fertig, nun arbeitete sie an einem weißen Tüllkleidchen, das ein Wellstaat werden sollte. Aber die kleinen Finger-gedanken waren schon müde geworden von den vielen Stichen; der Ball-krat war auch durch die vielen Spitzgerüschchen mühsamer zu nähen, und dann: Mini ertrug das Still-liegen allemal lange. So richtete sie auch jetzt bald vom Stuhle herunter, ließ zum Fenster und sah da hinaus in einer ganz grotesken Haltung da-sitzend; die Hände läßt im Rücken gefaltet, die Füße weit auseinander gespreizt.

Ich sehe dem kleinen Falter — wir nennen sie oft so, weil sie in ih-rer quersitzigen Unruhe bald dahin bald dorthin flattert — unwillkür-lich nach, und muß nun über den to-mischen Anblick lächeln. Allein Er-ziehungspflichten gehen vor dem Ver-gnügen. „Mini, ordentlich stehen! So ist's nicht schön.“

Die Füßchen kommen einander nä-her, die Hände verbleiben.

„Mini, was ist's mit den Händen? So machen's die Jungen, nicht ein nettes Mädchen.“

„Ja aber, Mamma, wo soll ich denn meine Hände hinsetzen? Da vorne will ich sie jetzt nicht haben.“

„Bleibst du binden wir sie anein-ander — komm!“

Da wandte sich Minis Gesichtchen über die Schulter — sie lacht, daß die zwei Weiben Kaufjähchen nur so herüberblitzen. „Nein, Mamma, sie fallen mir nicht herunter.“ Nun küßt sie den einen Ellenbogen auf das Fensterbrett und legt das Gesichtchen

mit dem Kinn in die hohle Hand. Die andere Hand ruht leicht auf dem Sims. Die Sache geht gerade, weil die Fensterbrüstung ziemlich niedrig ist. So sieht das Mädchen eine Weile über die Blumen am Fenster hinweg zum Himmel auf. „Ach, Mamma, da draußen ist heut' aber viel Sonne!“ sagt Mini ein-mal.

Sie hat recht, ein wunderbarer Sonnenglanz verklärt da draußen alles und macht die Welt zu einem Märchenbild.

Es dauert nicht lange, da trippeln die Füßchen vom Fenster wieder hin-weg — der kleine Unrast sieht mich bittend an und sieht: „Mamma, ab-flauben! Darf ich?“

Die Neuglein bitten so sehr, daß ich nicht widerstehen kann — ab-flauben tut sie einmal zu gerne. „Aber daß du mir achtsigst und nichts umwirst!“

„Ach ja, Mamma!“ Sie host den Federwisch und geht an die Arbeit. Ich mache sie wie immer aufmerk-sam: „Aber daß du mir dort zu dem Schränkchen nicht gehst! Dort hast du nichts zu tun, verheißt du?“

„Ja, Mamma.“

Auf dem Eschschränkchen stehen nämlich einige kostbare oder durch Erinnerung wertvolle Nippfachen, unter anderen eine Vase, die meine Großmutter einst von ihrer besten Freundin als Brautgeschenk erhal-ten, und für die mir schon einmal ein Freund meines Mannes, ein An-tiquitätenliebhaber, einen hohen Preis geboten.

Mini staubt also ab — erst die Stühle, dann den Divan und so wei-ter. Ich habe mich wieder meiner dringenden Näharbeit zugewendet, — Bubi soll sein Sommerkleidchen morgen zum Anziehen fertig haben, und es ist bald Zeit zum Nähen des Abendbrotes.

Da — entsetzt fahre ich empor — ein Krachen, ein Schmettern, und ein heller Aufschrei! Mein Gott — die Vase — meine kostbare Vase! Sie liegt zerstückelt in tausend Scher-cken am Boden. Daneben steht Mini, der der Federwisch vor Schreden aus der Hand gefallen und jammernd schluchzend und bittend dazwischen immer um Verzeihung.

Aber ich bin diesmal gar zu er-regt — im nächsten Augenblick hat sie ihre Badenstreichs weg, schielende Worte fallen — ich heiße sie einen „Nichtsnutz“, der nur schlimme Din-ge anstelle. Danach befehle ich ihr, die Schaufel zu holen und tünd die Scherben aufzulesen.

Das Anien kommt Mini immer als die gräßlichste Strafe vor.

Sie muß ungebührlich lange knien, da der Scherben allzuwiele sind. Ich arbeite unterdessen weiter. Immer wieder durchzittert ein Schluchzen die Luft — aber ich kümmere mich nicht darum, mir sitzt der Groll über die zerbrochene Vase zu tief im Gemüt, als daß mich das Erbarmen ansafsen könnte.

Endlich ist sie fertig und kommt: „Mamma!“

„Ich sehe sie gar nicht an.“

„Liebe Mamma —!“

„Es klingt jämmerlicher, aber ich rühre mich nicht.“

Kurze Pause, in der sich die Brust stoßweise hebt. „Gute Mamma —!“

Noch immer nicht nach ihr sehend, fahre ich sie an. „Ich bin nicht gut, ich will es nicht sein, da du ein so böses Kind bist!“

„Mamma — nur ein bißchen — wollt ich wissen — so staubig war sie — die Vase!“ Das ist von stoß-weisem Schluchzen unterbrochen.

„Sonn bin ich nie so lange er-barmungslos gewesen. Ja, und nun hast du sie zerbrochen, und sie hat viel Geld gekostet und die Mamma hatte sie lieb!“ Neuerlich zuckt der Groll heftig in mir auf, und ich kann mich nicht beherrschen. „Geh, ich mag dich nicht mehr leiden, Böse!“

Einen Augenblick ist es ganz still — dann ein wimmernder Laut und dann ein leiser, banger Klage-ton: „Mamma, ich hab' — ich hab' —“ Mini verstummt wieder.

„Ja, du hast, du hast —! Aber warte, du sollst heute auch nichts zu essen bekommen, tanst hungrig zu Bette gehen!“

eben die Bettchen im Kinderzimmer aufdecken wollte, Mini schon im Be-tte gefunden habe. „Sie meint“, seht sie mitleidigen Tones hinzu:

Obwohl ich schon ein wenig ruhiger geworden bin, denke ich mir doch in meinem Kerger: „Die Strafe und das Weinen schadet ihr nicht. Schon oftmals habe ich ihr verboten, dem Schränkchen und der Vase nahe zu kommen, sie mußte es also wissen, daß sie Verbotesen tat, warum also der Ungehorsam?“

Nach dem Essen bringe ich Bubi zur Ruhe. Mini scheint mir zu schlafen, nur zitternde Geufzer drin-gen manchmal aus ihrer Brust. Aber dann, als Bubi eben eingeschlafen, kommt es mir vor, als höre ich den Atem haßig über des Mädels Rippen kommen. Ich lausche — tre-te dann faste näher zum Bettchen. Da streife ich an den daneben stehenden Stuhl und Minis Kleidchen fällt von da herab. Wie ich es aufhebe, sehe ich große, dunkle Flecken in dem besten Stoff. „Ich gehe damit näher zur Ampel hin, — wahrhaftig Blut, wie es mir gleich geschienen! Das Mädel hat sich tüchtig in den Finger geschritten, sicherlich beim Auflesen der Scherben, und dann hat es den Finger an das Kleid ge-drückt, damit das Fliesen des Blutes aufhöre, — man sieht das an den zerknüllten Stellen.“

Als ich wieder zum Bettchen zu-rückgehe, beuge ich mich darüber hin. Wirklich, Mini atmet schwer und haßig! Das Gesichtchen scheint fieber-heiß zu sein. Ich lege die Hand auf ihre Stirne, — sie glüht. Und da fährt das Kind herum, spricht im Traum, flugend und aufgeregt: „Woh — woh — mein Finger!“

„Mamma, gut sein — Mini woll ster-ben — aber Mamma wieder leben — wieder leben, Mamma —!“ Und nun ein lautes Wimmern.

Da schlägt mich plötzlich die Angst — ich ziehe sagte das Händchen un-ter der Decke hervor — es zuckt und ährt in meiner Hand und zu mei-nem Entsetzen sehe ich, daß die Hand nicht allein rot und heiß, sondern auch geschwollen ist. Gott, das Kind wird sich doch nicht zu sehr verlegt haben! Ich laufe ins Wohnzimmer zu meinem Mann, sage ihm von der Sache und schide dann das Mädchen zum nächsten Arzt.

Mein Mann hilft mir dann Um-schläge um die arme, kleine Hand machen, bis der Arzt kommt. Der macht ein bedeutliches Gesicht. Blut-bergig! — Es muß an den Scherben etwas Giftiges gewesen sein! Ja, ich erinnere mich, früher waren künstliche Blumen aus Wolle darin — trotzdem die Vase gereinigt wurde, muß etwas daran haften ge-blieben sein.

Eine lächerliche Nacht folgte. Ich sah am Bettchen und legte immerfort Umschläge auf. Dazu mußte dem widerstrebenden Kinde Limonade ein-geschickt werden. „Nichts essen — muß hungriq bleiben!“ sammelte es immer wieder, und die Worte stachen wie Dornen in mein Herz. Und manchmal hat es schluchzend und doch so hold und lieb um Verzeihung — „es wolle es gewiß nicht mehr tun!“, aber es konnte mich dabei nicht, mein liebes Kindchen, es waren Neden im Fieber.

In der Morgenfrühe ließ die Hil-fe des kleinen Körpers endlich nach — und ich, die ich all die Nachtstun-den her voll Entsetzen gefürchtet, für meinen unvernünftigen Groll könne mein die bitterste Strafe werden, ich ging ans Fenster und sah trostlos hinaus in das werdende Tageslicht.

Als der Arzt kam, erklärte er Mi-ni für geneset.

Weit, weit standen die Fenster of-fen und ließen die frische Morgenluft herein und Mini atmete sie wohl-gig an. Ihre Händchen lagen in den meinen, sie süßten sich nicht mehr geh' an.

„Gut, Mamma, geht? Gut —?“ beietete sie immer wieder und ich nie-te ihr immer wieder zu.

„Vase nicht lieber haben — mich lieber haben —!“ steht sie wieder, und mir kommen die Tränen.

Ich habe seitdem niemals wieder einem Groll so nachgegeben.

Zur Muttererzählung.

Liebe Leserin!

Du hast auf deinem Sofa gewiß zwei oder drei Schlummertissen mit der Aufschrift: Nur ein Viertelblin-dchen. Du wilst auch mit der Zeit fortgeschritten und selbst vielleicht gern etwas anderes an deren Stelle. Hö-re! Ich will zu deiner Ehre anneh-men, du habest auf guten Stoff mit rechtem Geldgarn geflickt. Treuere legt das „h“ aus Viertelblin-dchen, lege dafür „st“ und nimm den be-trühten Teil vom Oberloß ab, so hast du ein niedliches Kleiderchen als Unterlage für die Butterdose. Billig und geschmackvoll! Nicht wahr?